

Christian
Lehnert
Der Gott in
einer Nuß
Suhrkamp

Fliegende
Blätter
von Kult
und Gebet

suhrkamp taschenbuch 5018

In der für ihn typischen Gattungsmischung von Reflexion, Schau und Erzählung, bei der die verschiedensten sprachlichen Register von kristallklarer bis hin zu expressiver Prosa gezogen werden, nähert sich Christian Lehnert den festgefügtten Formen des kultischen Vollzugs: Kyrie, Gloria, Glaubensbekenntnis, Abendmahl ... Auf diesem Weg führen seine Beobachtungen und Meditationen in eine energetische Erfahrung der »Leere«, die sich auf mystisches Gotteserlebnis zurückbesinnt und landläufige Verständnisroutinen durchbricht.

Christian Lehnert, geboren 1969 in Dresden, ist Dichter und Theologe. Zur Zeit leitet er das Liturgiewissenschaftliche Institut an der Universität Leipzig. Seine bislang sieben Gedichtbücher und ein Essay über Paulus erschienen im Suhrkamp Verlag. 2012 erhielt Lehnert den Hölty-Preis für sein lyrisches Gesamtwerk, 2016 den Eichendorff-Literaturpreis, 2018 den Deutschen Preis für Nature Writing.

Christian Lehnert
Der Gott in einer Nuß

*Fliegende Blätter von
Kult und Gebet*

Suhrkamp

Erste Auflage 2019
suhrkamp taschenbuch 5018
© Suhrkamp Verlag Berlin 2017
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlaggestaltung: Hermann Michels und Regina Göllner
Umschlagabbildung: Michael Triegel, *Nest*,
© VG Bild-Kunst, Bonn 2019
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47018-3

Der Gott in einer Nuß
Fliegende Blätter von Kult und Gebet

*»Willst du wider ein fliegend Blatt so ernstlich sein,
und einen dürren Halm verfolgen?« (Hiob 13,25)*

I

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Einzelnes Blatt

Das Labyrinth. – Ich kroch durch einen schulterbreiten Gang, der mich zu immer neuen Drehungen zwang. Ich war gehetzt. Wovon? Ich mußte eingestehen, daß ich vergessen hatte, was ich suchte. Ich hatte es nie genau gewußt und nicht beständig. Das änderte nichts daran, daß ich getrieben war. Ich hatte wohl etwas gehört. Ich hatte eine Art reflektorische Bestimmung wahrgenommen – wie eine Mistel wachsen muß, wie ein Myzel sich fortpflanzt. So war ich hierhergekommen. Als wäre eine laute Stimme durchs Gestein gezogen und von irgendeiner fernen Stelle zurückgehalten: Das war ich, im Echo. Kroch, im Echo.

Triefnaß die Flechten, das Moos, ich hatte die Arme vorgestreckt, krallte die Finger in glitschige Gewebe, in Wurzeln, Getier und kristalline Gebilde, die ich mir nicht vorstellen konnte, nur wie stets vollkommen neu ertastete. Nichts war wiederzuerkennen, nichts wurde vertraut. Jeder Griff – ein neuer Eindruck, weiche Kuppen wie Felsfinger oder Scharten, schleimige Nässe, scharfe Grate, Löcher, Krater ... aber keine Erfahrung, keine Wirklichkeit. Ich kroch. Ich wurde ins Ungewisse geschraubt. Die einzige Kontinuität, die sich meinem nervösen Hirn darstellte, war der Gang.

Ich dachte an meine kleine Tochter, deren Blick Tiere herankommen ließ, sichtbar gegen den Instinkt, aber sie folgten ihr. Vor Todesangst zitternde Eichhörnchen, die sie streichelte, und die scheuen Wesen sprangen nicht weg. Sie verharrten in einem Kraftfeld, das niemand erklären konnte, wie hypnotisiert, und bald schienen die Tiere doch das Unausweichliche zu mögen. Sie warteten auf das Kind.

Ich kroch, und mir erschien es immer deutlicher so, als sei mein Körper erfaßt von einer Strömung – nicht bestimmbar an einen Stoff gebunden, kein Luftzug also, kein Gefälle, eher war es, als formierte sich ein neuer Raum, ein verändertes Allzeit-und-Überall. Ich kroch dumpf vor mich hin, oder sagen wir so: Amorphes Dasein krallte sich in Fels oder Fleisch, und es war doch (und bald immer von neuem und beglückend, wie ein grundloses Lachen): Ich.

Zweites Blatt

Das Wort »Gott«. – Das Wort »Gott« erscheint auf dem Bildschirm, als sei es nichts weiter als eine Kombination von Zeichen, eine Silbe, Abbild einer Lautgestalt, die hart und kurz klingt – vor allem in Ohren, die nicht auf die deutsche Sprache gestimmt sind. Die Buchstaben »G«, »o« und zweimal »t« stehen zusammen mit anderen in einer Reihe auf der hellen Fläche: Wartende vor den Augen des Lesers, und sie verlangen Eintritt ... Wer sind sie? Was bringen sie mit? Eine Zeile wächst sich aus, deren Länge das Computerprogramm bestimmt. Doch steht dieses Wort »Gott« nicht einfach in einer Ansammlung Gleicher, nicht wie ein Bürger vor der Wahlurne. In meinen Augen und in meinem Gehör hat das Wort einen besonderen Innenraum. Es steht wie ein Tempel im »Fruchtbaren Halbmond« – jener von

Wüsten und vom Mittelmeer begrenzten Landbrücke zwischen dem Zweistromland und Ägypten – auf einem Hügel: Bauwerk, das zunächst keinen anderen Zweck hat als die Darstellung seiner selbst, und es bildet mit seinen sorgfältig behauenen Steinen, den gebrannten Ziegeln und groben Zinnen oder Säulen doch erst den Bezugspunkt, von dem her die Landschaft sichtbar wird.¹ Das Gebäude ist ihr Zellkern, ihr Seelenfunken – in seinem Umkreis wurde aus Gestein und Sand und Salzen ein benennbarer, faßlicher Raum. Frühe Menschen schufen sich eine Gegend, indem sie einen Tempel bauten – und eine Gottheit legte von dort her ihren Machtbereich über die natürlichen Dinge. Wir mögen heute sagen: Wirklichkeit wurde geformt, Erfahrung ermöglicht. Denn hier gab es nun eine gewisse Mitte, um die weiten Dünen, die gewundenen Wadis und die Geröllflächen als Lebensraum zu verstehen und zu nutzen. Wege wurden denkbar dort, wo Rauch von Opfertieren in den Himmel stieg, wo Mauern ein Heiliges schützten.

Tell Arad, nah am Toten Meer; die Wüste verdichtet sich im Bannkreis des Jahwe-Tempels zu einem Namen: Negev ... kriechender und wehender Staub, während die Ruinen ruhen. Ich setze mich in den Schutt und lehne den Rücken an die Reste einer Kasemattenmauer aus der Eisenzeit. Hinter Schotterhügeln, an flachen, pilzförmig ausgeblasenen Kegeln von Mergel, an roten Gesteinsbrocken auf der Ebene und vereinzelt Dornenbüschen bilden sich im Windschatten kleine Sanddünen. Dort, so weiß ich, hausen Insekten und Reptilien.

Ich erinnere mich, und das bedeutet: Das Bild vor meinen Augen hat keine absolute Chronologie. Es wandert mit der Gegenwart mit, war mit mir in Kaufhäusern und in Kirchen, in kalten nordischen Wintern und lag unter Federbetten, geträumt.

Die alte Stadt Arad hat eine bedeutsame Geschichte in der Zeit der ersten judäischen Könige. Deren Ahnen hatten den Gott mitgebracht aus dem Süden, wohl vom Sinai – einen bildlosen, unsteten Gott, der lange nur ein Zelt als Wohnstatt in menschlicher Umgebung akzeptierte. Die Landschaft wurde in seiner Aura zur durchwanderten Wüste, zu einem verborgenen Wegesystem, und das menschliche Dasein zum Nomadentum.

Tell Arad, ein kegelförmiger Asche- und Schutthügel, ist in Zerstörungen und Wiederaufbau und wieder Zerstörungen gewachsen um einen Tempel dieses flüchtigen Gottes. Die Kasemattenmauer ist noch bis heute erkennbar sorgsam gebaut und verfugt. Die über andere Steine geschichteten, die aufgerichteten Steine scheinen zu fragen: Was gibt es um mich herum? Warum gibt es etwas? Und die Antwort dämmert im Stadtinnern, in der Tempelruine, über verdichteten Lehm Böden und den Fundamenten des Allerheiligsten: Stille ... Rätsel eines unbekannten Kultes, von dem nur noch der Grundriß der Tempelanlage zeugt und die gesichts- und erinnerungslosen Gestalten zweier Mazebenen, jener im semitischen Raum so häufigen Verkörperungen von Gottheiten als rohe, kaum bearbeitete Steinsäulen.

Dazu in der Überlieferung ein Name, vier Buchstaben: JHWH. Wer ist dieser Gott, benannt vermutlich nach einer nicht sicher zu lokalisierenden Wüstenlandschaft irgendwo im Süden oder Südosten von Judäa und behaftet mit einer vulkanischen Biographie?

Niemand. Keiner, dem ein Name oder eine Biographie oder eine geschichtliche Herkunft zugeordnet werden könnten ... Er – oder gar es – entzieht sich jeder Habhaftwerdung in der Sprache. Als er sich Mose in einem brennenden Dornbusch in der Wüste zeigte und dieser ihn nach seinem Namen fragte, antwortete der »Gott«: »Ich werde sein, der ich sein

werde.« (Exodus 3,14) Was ist das? Namenlosigkeit. Niemand heißt so. Der Name bleibt den Israeliten eine Leerstelle: vorhanden, aber nur durch Schweigen zu füllen. Man sagte später und las, wo immer die Bibel das Tetragramm, die vier Zeichen JHWH schrieb, in aller Unbestimmtheit: mein Herr, *Adonai*.

In diese Offenheit dringt ein Jahrtausend später, sondierend, der Evangelist Johannes und schreibt die ersten Worte seiner Jesus-Verkündigung: »Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.« (Johannes 1,1) Dieser Satz hat es in sich, die einfache grammatische Oberfläche schillert in allen denkbaren Farben.

Eine schnelle Kreisbewegung: Das Wort »Gott« gibt, so heißt es, den Sinn des Wortes »Wort« wieder, durch welches sagbar wird, daß dieses Wort »Gott« etwas bedeutet und was Sagbarkeit überhaupt sei. Gesagt wird, in einer tautologischen Tiefenbohrung des Sagens: »Im Anfang war das Wort ... und Gott war das Wort.« Was geht hier wem voraus? Vorgeordnet dem »Wort« scheint das Wort »Gott«, der alles Benennbare und alle Namen aus sich entläßt. Aber er ist doch selbst ein Name und »Wort«, und nur so steht er »im Anfang« und am Anfang eines Satzes ...²

Diese ersten Verse des Johannesevangeliums drehen sich um sich selbst und führen in immer neue Widersprüche. Denn zugrunde liegt ein Ereignis, das sich nicht in kausale oder finale oder logische oder zeitliche Zusammenhänge fügt, das Ereignis »Gott«: »Ich werde sein, der ich sein werde.« Weder läßt es sich benennen, noch läßt sich etwas daraus schlußfolgern, aber es ist nicht einfach irrelevant, denn es eröffnet überhaupt erst den Grund, um von Ursache und Wirkung, von Anfang und Ende, von Name und Sagen zu sprechen. Es folgt nicht aus einer wie auch immer verstandenen Struktur, fußt auf keinen Voraussetzungen – es er-

richtet selbst vielmehr das Maßwerk des Verstehens. (Und noch dort, wo das Wort »Gott« ganz in Vergessenheit geraten ist, hallt es unscheinbar und doch bestimmend nach: als Glaube an eine wie auch immer geartete Verständlichkeit der Welt etwa, an einen Anfang oder an eine ewige Materie, an eine Wirklichkeit, die uns umfängt und sich uns zeigt und sagbar wird, an einen verlässlichen und haltbaren Sinn in den Worten oder sei es auch nur an einen beständigen alltäglichen Fortgang dessen, was »ist« ...)

Wenn am Anfang der christlichen Liturgie oder auch des muslimischen Gebetes die Anrufung eines Namens steht, eine Benennung, dann im Sinne einer Frage nach dem Ursprung und nach der Berechtigung jedes sprachlichen Ausdrucks des Ereignisses »Gott«.

»Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.« Was nach dieser ersten Benennung im Kult auch immer folgt, führt in einen unabschließbaren Zirkel: daß einerseits Gott *sich sagen ließe* von uns Menschen und daß aber dieses Sagen zugleich erst die Vorstellung »Gott« aus dem Wort *hervorbringt*. Jeder »Gottes«-dienst und jedes Gebet sind doppeldeutig: Sie schaffen »Gott« in der Sprache, und sie sind Geschöpfe Gottes, der ihre Sprachkraft erst begründet. Im Gebet geschieht eine Explosion subjektiver Vorstellungsinhalte und zugleich eine Implosion von unsagbarer, göttlicher Fremde in *einer* Bewegung. Die Liturgie ist eine Gottesgebärerin und zugleich eine Gottesgeburt, und das eine gibt es nicht ohne das andere: Im Abgrund der fragwürdigsten Subjektivität ruht das Geheimnis der Offenbarung.

Die Klammer (mit unbekanntem Vorzeichen) um alles kultische Tun ist diese merkwürdige Selbsterklärung Gottes, mit der er sich jeder Verfügung entzieht: »Ich werde sein, der ich sein werde.« Als Name untauglich, weil unabge-

grenzt und je unvorhersehbar im Ereignis, spricht sich Gott darin doch aus, stellt sich vor – als Negation aller Vorstellung, und doch vor alles andere gestellt ... Und ob der »Gottes«-dienst ihn hereinholt? Ob es IHN darin geben wird?

Drittes Blatt

Am Tor. – Ich ging zum Hof jenes Bauern, dessen Frau am Vorabend blutig geschlagen an der Rampe zum Getränkekontor hockte. Ich hatte ihr notdürftig eine Platzwunde versorgt. Nun wollte er mit mir sprechen – eine Ankündigung, gelallt im Dunkeln über die Mauer des Pfarrhofs. So klopfe ich jetzt ans Tor und lausche, ob jemand kommt. Irgendwo öffnet sich eine Tür, fern im Inneren des Hofes. Schlurfen von Gummistiefeln, das ich zunächst für ein Windgeräusch halte, wird klarer erkennbar, lauter, dann plötzlich, ganz nah schon ... Stille. Auch der Hund im Haus verstummt. Kein Geräusch.

Das Sandsteinportal, unter dessen winzigem Vordach ich warte, hat zwei grüne Holzflügel, die neu gezimmert und gebeizt sind.

Nach einer Weile klopfe ich nochmals ans Tor. Niemand kommt näher. Es geht wohl nicht näher: Zwei stehen diesseits und jenseits der grünen Bretter, legen ihre Hände ans Holz. Ich spüre keine Scharten, keine Unebenheiten. Die Oberfläche ist hart und sehr glatt geschliffen: Ist es Buchenholz? Ungewöhnlich wäre das: Buchenholz für ein Tor? Ist es nicht zu teuer und zu schwer?

Ich klopfe erneut, keine Antwort.

Ich überlege, wie es richtig zu sagen wäre: Ob das Tor hinein- oder ob es hinausführt? Denn drinnen ist ein großflächiger Hof, in den Ecken und vor der Scheune bestimmt

voller Gerümpel. Ferner beginnt eine Wiese und eine Weite, die ich aus meinen Zimmern und Stuben, aus Büros und Fluren nicht kenne. Bäuerliche Weite. Ein Streifen Land bis zum Wald am Horizont. Draußen ist ...

Unruhe, ich klopfe.

Ich warte nun schon zu lange, wende mich zum Gehen, zögere und warte dann doch noch ein wenig ...

Ich hatte die Hand schon auf die Klinke gelegt und sie niedergedrückt. Das Tor war offen, das spürte ich. Dann ließ ich die Klinke doch los. Sie schnappte nach oben, erleichtertes Metall.

Mein Schatten fiel auf die Straße. Ich ging ihm zielstrebig nach.

Ich hatte meine Lektion gelernt. Es brauchte nichts weiter, als hier einige Minuten vergeblich zu warten. Die anderen waren alle Zeugen an den Fenstern: Sie konnten bestätigen, wie ich unversehrt davonging. Sie sahen das ganz unbestechlich: Ich war der Pfarrer, der nun – schneller als manche Vorgänger – verstanden hatte. Ich würde tun, was Pfarrer im Dorf schon immer getan haben. Es gab für mich Funktionen, keine Seelen ...

Viertes Blatt

Stillgebet. – Das langsame Kreisen der Kugellampen aus geriffeltem Glas läßt helle Flecken an der Kirchendecke tanzen, wirr und doch geordnet. Die Heizung unter den Bänken knackt laut, während die Orgel einsetzt zum Präludium. Widrige Umstände – wie soll ich hier etwas empfinden können von »Gott«? Und dennoch verändere ich mich, eingeklemmt in die Kirchenbank, im Gebet ...

»Was bist du mir? Erbarme dich, daß ich reden kann!«³

Subjektivität des Suchens, »Gott«, vermutet in mir selbst, die spiegelbildliche Wiederkehr des Sehns im Ersehten. Ich dränge auf Einlaß ins Offene ... Und ich muß dabei zwangsläufig zurücklassen, was ich suche. Wenn ich betend anklopfe, habe ich einen bestimmten Willen nach »etwas«, ein Begehrt. Wenn mir geöffnet wird, sei's ein vager Spalt, ist dies bereits unverständlich geworden. Ich weiß nicht mehr, was ich eben suchte. Weit entfernt liegen dann die Fragen, wie ich fassen könne, was ich da ersehnte, wie der Gott in mir geschehen solle oder wie er, undenkbar, außerhalb sei, wie überhaupt »da« ... Indem ich nichts mehr erwarte, beginnt sich etwas zu regen. Ich habe eine Dynamik in Gang gesetzt (genauer wohl: zugelassen), die ich nicht mehr beherrschen kann.

»Gott«, das bedeutet jetzt: Es lauscht und wartet.

»Nichts also wäre ich, mein Gott, ja gar nicht wäre ich, wenn Du nicht wärest in mir.«⁴

Am Anfang jeder Kulthandlung fragt uns, unhörbar, der »Gott«, wie er heißen soll. Wer nun vorn steht, im Priestergewand oder im Talar, derjenige, der vor allen anderen ungeschützt im Bannkreis der fragenden Gottheit steht, spricht es aus, daß ER genannt sein solle mit dem Namen: »des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes«. Und »Gott« antwortet stumm: »Ich werde sein, der ich sein werde.« (Exodus 3,14)

Fünftes Blatt

Unentschiedenheit. – Wann immer ich einen Gottesdienst besuche, empfinde ich nach wenigen Minuten eine sonderbare innere Gespaltenheit: Enttäuschung mischt sich mit einer Beseelung, die einem Heimweh gleicht. Ich singe die

alten Lieder, die mich teils tief berühren, teils museal befremden, ich bete mit den vorgesprochenen Worten, die mich fortnehmen in ihren Fluß oder mich kopfschüttelnd allein lassen mit ihren stilistischen Mißgriffen, hohlem Pathos oder der geistigen Unbedarftheit des Pfarrers. Die Atmosphäre eines Gottesdienstes hängt zumindest im evangelischen Raum in einer unguten Weise an der Ausstrahlungskraft des Zelebranten, und meist führt das nicht hinein in ein Mysterium, sondern auf eine Oberfläche, an der ich gezwungen bin, distanziert Fehler und verquere Gedankengänge zu bewerten und mich dagegen abzugrenzen – eine erbärmliche Gemütslage in einer Kirche. Ich sehe dann tausend Dinge, die man anders (und ich sage bei mir heimlich: besser) machen könnte. Oft fängt es schon mit der Raumgestaltung an, mit geschmacklosen Lampen, billigen Glaskugeln ähnlich gekrümmten Toilettenfenstern, mit wahllos vollgestellten Altarräumen, mit abgelegten Mappen und Ringbüchern neben den Abendmahlsgeräten, mit nachlässigen Bewegungen der Geistlichen, deren schlechtem Schuhwerk. Die Gebete höre ich vollgepackt mit abgegriffenen Metaphern und jener unsäglichen Leier von »Laß uns ...«, »Gib uns ...«, »Guter Gott ...«, die kaum noch erträglich ist, wie klebriger Zuckerguß über fauligem Konfekt, zähes Rinnsal einer völlig kontaminierten religiösen Sprache. Alles strömt träg dahin wie die Elbe meiner Kindheit: aufgewirbelter Schlamm, Müll, Schaumkronen, Modergeruch, nur der Erinnerung nach noch ein natürliches Gewässer. Die Gemeinde verharrt dabei zahm in gnadenloser Einfalt, in blinder Vereinswärme, die über alles hinwegsehen läßt ... Kirche als ein kollektives Überredungsritual, ein kuschelig-gemeinsames Augenschließen, das noch gegen die Wahrnehmungen von innen immunisiert.

Aber das ist nur die eine Seite: Gleichzeitig (und sie ist eben

besonders merkwürdig, diese Gleichzeitigkeit) bin ich hingenommen in einen Raum, der mich selbst weit überträgt. Ich habe das Gefühl, zu flirren in einem grellen Licht oder zu brummen in einer tiefen Resonanz, deren Grund mir nicht erkennbar ist, oder zu vibrieren in einem schweren Rhythmus oder zu tagträumen, leichthin zu schweben ... Unabhängig von allem, was ich wahrnehme, besser: durch alles hindurch, was ich wahrnehme, ist eine andere Aktivität am Werk. Ein Agens, das ich nicht identifizieren kann, ergreift mich. Ich bin nur sein Stoff, sein Schwingungskörper. Es arbeitet an etwas anderem, womöglich auch in mir. Was ich denke und fühle, ist nicht relevant für das, was da geschieht. Und so kann ich kopfschüttelnd konstatieren, wie der Pfarrer lässig am Altar lehnt und sich wie ein Fernsehmoderator anbietend in Pose wirft, und zugleich entsteht in meinem Schädel ein Gesang, eine Rührung, die zur Sehnsucht wird. Ist es die Orgel, die das auslöst? Ist es der erinnerungsgesättigte Raum? Sind es der Hochaltar mit seinen Tafelbildern und die Gegenwart des Sakraments? Nichts, was ich weiß, löst die Veränderung in mir aus. Ich kann sie nicht begründen. Ich kann auch nicht sagen, wohin sie mich führt. Ich lege die mir überkommene religiöse Sprache darum wie einen dicken Wintermantel: »Komm Du in mir wohnen ...«

Am liebsten verschweige ich übrigens meine kritischen Beobachtungen, denn zwangsläufig folgt die entlarvende Frage: Wie besser? Und diese Frage führt zu nichts. Technische Vervollkommnung – was könnte sie bringen? Wenn ich beschreiben soll, was eigentlich ein gelungener Gottesdienst für mich ist, komme ich ja schon ins Stottern. Die Melange der Eindrücke, Enttäuschung und Ergriffenheit in eins, führt in eine gegenseitige Abstoßungsreaktion sprachlicher Felder, unüberwindlich wie die Pole eines Magneten,

und ich ringe um Worte: Will ich einstimmen in einen Lobpreis? Oder soll ich technisch und ästhetisch dessen Gestalt kritisieren?

Würden beispielsweise die klare liturgische Präsenz und ausgewogene Gesten der Zelebrierenden, eine kultivierte und ausdrucksstarke Sprache, dazu Musik hoher Qualität helfen? Das alles kann einen Gottesdienst natürlich besser machen. Aber schon stocke ich wieder: Besser? Gemessen an welchen Maßstäben? Denen der Theaterästhetik? Der Rhetorik? Der Performance? Gemessen an den Erwartungen einer konsumierenden oder Bestätigung suchenden Gemeinde? Muß ein Gottesdienst, der perfekt choreographiert ist, gelungen sein? Oder ein Gottesdienst, der zu Tränen rührt? Ist es nicht hochgradig verdächtig, wenn die meisten in den Bänken »toll« finden, was da vorn passiert?

Ich habe Messen größter musikalischer, liturgischer und sprachlicher Ausdruckskraft erlebt, Feste der Sinne in strahlenden Kirchen, und ich habe dabei irgendwann, leer im Herzen, nur noch die Ornamente der Deckenbemalung verfolgt und bin herausgegangen, so wie ich hineingekommen bin. Es gibt das Gegenteil: Dorfgottesdienste, wo die Pfarrerin in aller Eile einen Gottesdienst abarbeitet. Er darf nicht länger als vierzig Minuten dauern, weil dann schon der nächste im Nachbardorf ansteht. Sie spricht zu schnell, man bemerkt in jedem Detail, jeder Lesung, jedem Gebet und Lied das Bestreben, abzukürzen und zu verdichten, und ich bin doch am Ende plötzlich wie verzaubert von dem, was am Altar geschieht, und empfangen, taumelnd fast, das Sakrament ...

Liegt also die Wahrheit des Gottesdienstes im eigenen Erleben? In den momentanen Erwartungen, in einer religiösen Überspanntheit vielleicht und in den merkwürdigen seelischen Mustern, die überhaupt eine religiöse Frage not-

wendig erscheinen lassen? Ist in dem Moment, wo ich die Kirche betrete, eigentlich schon klar, was geschehen wird? Vermutlich. Aber damit ist noch nicht viel gesagt. Daß ich innerlich gespalten bin, muß mit dem Gottesdienst »in mir« und »vor mir« gleichermaßen zusammenhängen. Es kommt mir ja etwas entgegen. Es wirkt dabei so, als würden sich in Gesang und Gebet Ebenen überlagern, die nur zum Teil meinem Bewußtsein zugänglich und auch nur partiell als seelische Vorgänge und Erfahrungen zu beschreiben sind. Das Wesentliche geschieht außerhalb meiner Wahrnehmung – vielleicht wie eine Strahlung, die ich nicht spüre und die doch folgenreich ist (ein unscharfer Vergleich, gewiß, denn wie sich das, was da geschieht, nicht subjektiv fassen läßt, so auch nicht objektiv, als sei da »etwas«). Was sich da ereignet, ist nicht sicher vorhersehbar und nicht abzurechnen. Ich kann es nicht Gefühlen oder Eindrücken zuordnen, es gerinnt nur vage zu Erfahrung. Am ehesten könnte man sagen: Es verändert sich die Art meiner Anwesenheit, sie wird fester und zugleich durchlässiger. Ich ahne die Fragilität meiner selbst, und zugleich (immer so ein zugleich) verfestigt sich ein ureigener und mir doch fremder Kern ... Hilflos, Wortschlieren: Es will mir nicht gelingen, das alles sprachlich einzuzirkeln. Nichts als ein paar blasse Andeutungen, einige Metaphern, die ganz unbedarft einen trüben Raum ertasten ... Das ordnende Bewußtsein, das subjektive Erleben und die eigenen religiösen Bedürfnisse stellen eben nur einen ganz oberflächlichen Teilaspekt dessen dar, was der Kult mit mir macht. (Ich meine dabei – noch einmal sei das gesagt – nicht, daß man von einer Objektivität der Messe reden könne, als geschähe »etwas« am Menschen wie an einem Werkstück, sitzt nur der Bohrer richtig, etwa im Futter des lateinischen Ritus. Der liturgische Fundamentalismus in manchen katholischen Kreisen ent-